

Prof. Dr. Bruno Boesch

Laudatio für Manfred Bosch

Manfred Bosch: geboren 1947 in Bad Dürkheim. In Radolfzell aufgewachsen. Abitur 1968. Danach Zivildienst und Studium in München. Lebt heute als freier Autor und Publizist bei München.

Buchveröffentlichungen unter anderem: »Für wen schreibt der eigentlich?« zusammen mit Klaus Konjetzky, Piper 1973. »Politisches Lesebuch«, hrg. zusammen mit H.-D. Bamberg, Raith Verlag 1973. »Die Leute behandeln als ob sie Menschen seien – Managerliteratur«, Raith 1974. »Lautere Helden, neue Westergedichte«, Erlangen-Bln. 1975. »Uf den Dag wart i«, Alemannische Gedichte 1976. Für Gedichte aus diesem Band erhielt Manfred Bosch den zweiten Preis beim Mundartwettbewerb des Süddeutschen Rundfunks und 1976 einen ersten Preis des Alemannischen Gesprächskreises Freiburg. Ende 1978 erscheint sein erster Roman »Der Zugang« beim Damnitz-Verlag München.

So zu lesen auf dem Buchdeckel seiner »Neuen alemannischen Gedichte« von 1978, mit dem Titel: »Mir hond no gnueg am Aalte«. Beide Gedichtbändchen sind im Selbstverlag des Autors erschienen: Beim Wort »Mundartkonjunktur« ist also Vorsicht geboten. Aber eines macht uns diesmal bei der Preisverleihung keine Sorge: die Beziehung zum Bodensee. Mit der Satzung ist alles in bester Ordnung. Und daß Mundartdichtung auch zur achtbaren Literatur gehört, hat das Preisgericht schon im Jahre 1966 bekräftigt, als der Schaffhauser Albert Bächtold den Preis erhielt, zu einer Zeit, als von einer Dialektwelle noch nicht die Rede war.

Martin Walser hat in seiner Dankrede, als er 1967 an dieser Stelle den Preis entgegennahm, den Dialekt, seinen Dialekt, eine Art Goldreserve genannt: »die liegt dem deutschen Papier zugrunde als eine verschwiegene Deckung; auf die kann man sich zwar nicht öffentlich berufen, aber man zieht sich auf sie zurück, wenn alle übrigen Sinne schon verstört sind.«¹

¹ Martin Walser, Bemerkungen über unsern Dialekt, Sonderdruck Suhrkamp Verlag

Ob es Manfred Bosch ähnlich geht, wird er uns vielleicht nachher verraten: Sicher schreibt auch er ein geschliffenes, präzises Schriftdeutsch, das nicht gleich vermuten läßt, daß dahinter ein Alemanne steckt oder lauert.

Aber die Alemannen haben es, wie man so sagt, »dick hinter den Ohren«: Das sind zwei- und mehrspurige Menschen.

Manfred Bosch hat sich mehrfach – so etwa in den Frankfurter Heften vom Juli 1977 – zum Thema »Regionalismus« geäußert und ist damit einem vielberufenen Schlagwort zu Leibe gerückt. Ich zitiere nur einen Satz:

»Die Forderungen nach Selbstverwirklichung und Selbstbestimmungsmöglichkeiten in veränderten sozialen Größenordnungen, die vermehrte Ansprechbarkeit in regional bestimmter Sprache und die Bereitschaft zu regional orientierter Selbstverständigung stehen nicht zufällig am Ende eines Prozesses, der mit Urbanisierung, Technisierung und Vereinheitlichung aller gesellschaftlicher Bereiche eine Standardisierung und Uniformierung kultureller und sozialer Verhaltensweisen und Normen heraufgeführt hatte.«²

Die Ansprechbarkeit in regional bestimmter Sprache meint ja nun nicht bloß vermehrtes Interesse für regionale Dichtung auch in Mundart: Die Mundart selbst wird in ihrer Rolle aus sozialer Sicht neu gewürdigt. Man sieht die Hürden, die den Mundartsprecher behindern bei der Selbstbehauptung in einer Gesellschaft, für die es nur die verbindliche Gemeinsprache gibt, zum mindesten in Deutschland. Solche Hürden abzubauen, darf aber nicht heißen: den Dialekt noch weiter abzuwerten, sondern im Gegenteil: durch kontrastives Bewußtmachen von Dialekt und Hochsprache das Bewußtsein für beide Seiten zu schärfen: also aufwerten und nicht abwerten. Und dazu paßt auch eine Neubewertung der Mundartdichtung, die regionale Beschränkung auf sich nimmt, das Erkennen ihrer Rolle im größeren Konzept einer Neugewinnung des Heimatraumes und der Neueinrichtung darin. Damit ist auch schon gesagt, daß eine sich in ein solches Konzept einfügende Dichtung keine Heimatdichtung im altvertrauten Sinne mehr sein kann, keine Feld-, Wald- und Wiesenlyrik, keine Aufpöppelung

² Manfred Bosch, Neue Dialektliteratur, Tendenzen und Problem in: Neue Rundschau 88 (1977), S. 430-42

der immer schwerer aufzutreibenden menschlichen Originale und ebensowenig eine Wiederbelebung der allenfalls noch anzutreffenden autochthonen Dialekte von vor den beiden Weltkriegen. So gegenwärtig Boschs Mundart nun zwar ist, mir haftet für den Vortrag von Proben ein Mangel an:

Ich bin kein Radolfzeller; eine Mundart ist zwar recht weiträumig in Wörtern und Wendungen, nicht aber was die Eigenheiten der örtlichen Laute betrifft und noch weniger in der Intonation, also Musikalität und Instrumentierung, und allem, was man unter dem »Akzent« versteht. Hier liegt meine St. Galler Mundart, so nahe auch sie dem See sein mag, anders, und es wird mir sicher nicht gelingen, meine Sprechwerkzeuge ganz umzustellen. Ich gebe mir auch nicht allzusehr Mühe dabei, denn auf nicht voll geglückte Imitation reagiert der Einheimische besonders sauer. Aus gesuchter Anbiederung spricht immer so eine Art von bedauerndem Wohlwollen, und das haben wir alle nicht nötig und nicht gerne.

i sag jo nind
i sag jo
gar nind
mer schwetzt
jo nu.

Diese erste kleine Probe aus Manfred Bosch würde in meiner Mundart so lauten:

I säg jo nünt
i säg jo
gäär nünt
me redt
jo no. (I, S. 9)

Daß das mit den drei verdrießlichen ä-Lauten überhaupt nicht geht, werden Sie zugeben. Auch verwenden wir das Verbum »schwätze« nicht genau gleich, so daß ich »rede« einsetzen mußte.

als kind

als kind
wennd nit gfolgt hosch
hots gheisse
muessder ebbs verzelle?

schpäter
wennder einer
nix abgnumme hot
hotter gseet

kumm verzellmer nix!

jetz schwetz. (I, S. 11)

Lupf gfälligscht dini Fieß
wenn d ebbs witt
Wäsch gfälligscht di Händ
bevor zue mr kunnsch
Kämm gfälligscht di Hoor
Mach gfälligscht
di Gosch zue
wenn mit mr
schwätzesch

So etz –
was hosch welle? (II, S. 46)

Eim ebbs verzelle: Das ist das handgreiflich angedrohte Gegenteil von »eine Geschichte erzählen«. Und wenn Bosch es liebt, Erwachsene den Kindern einheizen zu lassen, so zeigt sich einmal mehr: Gerade da, wo der Erwachsene, von Selbstsicherheit getrübt, seine Überlegenheit auszuspielen meint, gerät er unweigerlich in die Fänge der Sprache, und vom stummen Kind, aus seiner bloßen Existenz, aus seinem Angeredetsein, schlägt es bitter auf den Sprecher zurück. Es verschlägt ihm bald die Sprache. Er merkt, daß er sie überhaupt nie im Griff hatte.

Aber vielleicht vermissen Sie bei solch schlichten Gebilden den »Inhalt«, da ist zuviel bloß Sprache und zu wenig Aussage. Ich bringe aber ein anderes Beispiel, das mehr zu denken gibt. »de schoofstall«, so heißt eine kleine Obdachlosensiedlung am Radolfzeller Stadtrand.

se dund nind
drum hondse nind
se hond nind
drum sindse nind
se sind nind
drum kennedse kann
se kenned kann
drum hockedse umenand
se hocked umenand
drum kennedse kann
se kenned kann
drum sind se nind

mir wäret au nind worre
wemmers eso gmacht hettet
aber d gosch uffriisse
je meh je weniger se hond
sell kennedse. (I, S. 15)

Von Sprachspiel oder gar Spielerei kann man hier wahrhaftig nicht reden. Das ist ein Teufelskreis. Von Logik der beziehungsreichen und doch selbständigen Sätze zu reden, hält schwer, aber es sind Denkwänge da, niederschmetternd und doch alltäglich vorhanden, und die Auswege werden so lange gedreht, bis keine Schlupfwinkel mehr da sind, bis es kein Entrinnen mehr gibt. Der Dichter bleibt hart an der Sprache, sie provoziert Betroffenheit, und das Ganze gibt zu denken. Das hat man bisher an der Mundartdichtung allzuseiten erlebt.

Diese Mundartlyrik ist gesprochen: Es ist immer irgendein Sprecher da, kein fingiertes Ich, wobei die Präsenz des Sprechers die verschiedensten Formen der Vergegenwärtigung annehmen kann.

Aber wer spricht denn noch Mundart? Der kleine Mann. Ein Hörer, der die Mundart nicht spricht, kann sich von der Sprache zurück-

ziehen, auf seinen hochdeutschen Status. Aber ist das ein Alibi, sich von der Sache zu dispensieren? Nein: Hörer oder Leser kommen um das Verstehen nicht herum. Beim Sprecher geht es um das Sprechen, und hier stellt sich allerdings die Frage: Spricht er ganz das, was er meint? Und inwieweit spricht die Alltagssprache mit ihren Redensarten für ihn oder gegen ihn, inwieweit diskriminiert, inwieweit blamiert sie ihn.

Ich zitiere einen Satz von Eberhard Wagner, der ein Bändchen Gedichte publiziert hat unter dem Titel: *Des Gwaaf wu man sichd oder aane dudn Sau die Zäh budsn*. Was steckt hinter dem Schreiben von Dialektgedichten, lautet die Frage:

»Die harte Arbeit des Auswählens von redensartlichen Floskeln aus einem schier unermesslichen Sprachschatz, das Weiterentwickeln des Dialekts zur Dialektik, die Notwendigkeit den »kleinen Mann auf der Straße« gegen seine Sprache in Schutz zu nehmen und ihn gleichzeitig stellvertretend für die gesellschaftlichen Verhältnisse (mit schlechtem Gewissen) bloßzustellen, sich selbst zum Reden zu bringen, um die Gegenrede des andern zu provozieren, den Verfremdungseffekten und Doppelbödigkeiten der Mundart nachzuspüren.«³

Nach dem niederdeutschen Friedrich Michelsen schwankt die Dialektdichtung »zwischen subkultureller Anspruchslosigkeit einerseits und sprachlich-literarischer Orientierung andererseits«. Ein anderer nennt ihre Aufgabe: »die Nase gegen das Hirn ausspielen«.

Ich habe nicht die Absicht, diese Sätze der Reihe nach auf Manfred Bosch anzuwenden. Zwar wird auch er vermutlich eine Sammlung von Redensarten angelegt und daraus ausgewählt haben, ja, vielleicht fällt ihm dies aus räumlicher Distanz in München leichter: Was haften bleibt, hat einmal Eindruck gemacht. Sicher betreibt er kein genüßliches Auskosten von Verfremdungseffekten nach Wiener Muster oder dem Berner Pfarrer Marti, aber auch er vertraut sich den Doppelbödigkeiten der Mundart an: Doch die Hintersinnigkeit soll ja nicht einfach verblüffen, diese soll uns auf Realitäten stoßen, an denen mehrfacher Wortsinn in seiner erregenden Widersprüchlichkeit beunruhigt

³ Hans-Rüdiger Fluck, zur »neuen« Mundartliteratur in: Sprachdienst, 21. Jg. (1977), S. 52

gen und nicht wie im Wortspiel verharmlost werden soll. Die Widmung des 1. Bändchens:

mir hond nind zum sage
drum mommer s maul
ufmache

des buech
isch für die
wos ufmachet

un für die wo no
monnet me sotts
besser haalte. (I, S. 7)

Zu den angesteuerten Realitäten gehört aber auch der Dialekt selber, als Sprache, als Sprache vornehmlich einer bestimmten sozialen Schicht. Spätestens seit Hauptmanns »Webern« hat man ihn nicht mehr nur als Kontrastmittel für Dienstboten, Bajasse und vollgefressene Bauern benutzt.

Wie steht es nun mit dem Satz: daß der kleine Mann, der Dialekt spricht, gegen seine eigene Sprache in Schutz zu nehmen sei, was ja wohl heißt, daß diese Sprache zu einem gewissen Grade schutzbedürftig wäre. In welcher Hinsicht? Sicher nicht im Sinne der Pflege, des sprachlichen Heimatschutzes.

LIBERAL

D Gosch ufgrisse!
It lumpe loh!
Zruckgschlage!
Nu nind gfalle loh!
Use mit de Schproch!
It luck gloh!
Nu ko Rue gäe!
Nu it alls biete loh!
Gell,
do saget r nind meh! (II, S. 48)

Auf die letzte Zeile kommt's hier an! Gell, do saget r nind meh! In der Tat: Eine Reihe kühner Aufforderungen zur Tat und zum Protest. Ist es nicht erstaunlich, daß ich, der hier spricht, solches kann? Ist das nicht Mut? Liest man nun rückwärts, so stehen da eine Reihe mehr oder minder banaler Alltagsätze, mit denen man sich selber Mut zu machen pflegt. Muß man angesichts der offensichtlichen Ohnmacht einer geballten Ladung solcher Sprüche den kleinen Mann nicht gegen seine Sprache in Schutz nehmen, wenn er in seinem Protest nicht völlig nackt dastehen soll?

Von Sinn und Unsinn der Alltagsbanalität sagt einmal Hermann Bausinger:

»Der Dialekt verfährt dabei nicht plump, er ist aber auch nicht wendig. Es ist die Sprache, die der Sprachlosigkeit am nächsten steht: der Sprachlosigkeit gesteigerter Emotion und der weitergehenden sozial begründeten Sprachunfähigkeit.«⁴

Die sprachliche Alltagsbanalität ist natürlich nicht die Vollmundart eines Bauern oder eines Menschen, der mit seiner Mundart sich allseitig, bis in geistige Bereiche hinein, bewegen kann, wie das weitgehend noch für die Schweiz gelten kann. Albert Bächtold bewältigt sogar seine russischen Jahre im »Pjotr Iwánowitsch« in angestammter Mundart. Solcher Dialekt ist auch und gerade in Bayern weit entfernt von den peniblen Sprachbrocken bei Franz Xaver Kroetz. Die sprachliche und soziale Spannweite des Dialekts ist groß. Bosch will nicht die reiche Palette sprachlichen Volkstums ausbreiten, wiewohl er in vielen Gedichten zu epischer Breite neigt. Die sprachliche Realität, von der er ausgeht, ist diejenige, welcher der sozialen Situation seiner Leute in all ihren Aspekten konform ist. Und insofern ist das genau so echte Mundart wie diejenige eines Bauern vom Schienerberg, der nur einmal im Jahr ans Hausherrenfest nach Radolfzell kommt. Die Sprecher vom Schafstall reden situationsgerecht, und dazu gehören auch Anleihen bei der Schriftsprache, denn dieser zusätzliche lautliche, semantische und lexikalische Schmuck ist eben auch aus bestimmter Sicht der Sprecher als Ausrichtung nach oben oder nach der allgemeinen Mode, zu

⁴ Hermann Bausinger, *Provinz im Aufwind – Wer oder was bewegt die neue Dialektpoesie?* In: Matthias Spranger (Hrsg.) *Dialekt, Wiederentdeckung des Selbstverständlichen?* Freiburg 1977, S. 15

fassen, ja, im Konsum der Medien ohnehin enthalten. So heißt es ungeniert heut (statt hitte), aber überlegt euch wieweit ers treibe wend (statt, wie an andern Stellen: wit, triibe), es heißt des öfteren in der Vergangenheitsform ich war statt i bi gsii; das kann im selben Gedicht wechseln und nur einen Dialektologen alter Schule aufregen.

wammer amed au vil gmacht hon
war um de mindelsee ummelaufe

mit dere bini lang gange
s isch e nets mädli gsi
aber nochär ischs au ab
mit de kerle
eweng e lueder ischs doch au gsi. (I, S. 28)

Es ließe sich bei feinerer Analyse zeigen, daß die Auswahl zwischen den beiden Formen war und gsii nicht zufällig ist, und diese Zwischenwelt von umgangssprachlicher Mundart rückt auch immer mehr in den Blickwinkel der Sprachwissenschaft. Aber wie Sie sehen: Auch mit der Dichtung hat das zu schaffen.

Doch zurück zur Sprache als Sprache des kleinen Mannes: Man wäre versucht, die Kargheit der Sprache von Boschs Menschen auch in der Landschaft zu verankern, man fühlt sich oft im Thurgau, aber diese zum Naturell so passende Wortkargheit hat mit dem kleinen Mann an sich nichts zu schaffen. Das Stereotype und stark Redensartliche bei Boschs Menschen bringt die Eingeschränktheit der zur Verfügung stehenden Sprache als solcher zum Ausdruck, ihre Gebundenheit, und da, wo sie sich freier bewegt, bringt sie noch ein Dutzend Redensarten mehr hervor, ohne daß man je den Eindruck hat, daß sie sich in der Aussprache der eigenen menschlichen Lage und ihrer legitimen Bedürfnisse wirklich frei und souverän bewegt.

Mit andern Worten soll das nur heißen, daß der Dialekt bei Bosch spezifisch als Volkssprache ins Auge gefaßt wird und auch darin nicht in der Breite und Fülle, die ihr bei voller Ausschöpfung eignet. Diese Einschränkung hat ihren bestimmten Sinn, und damit stoßen wir in sein politisches Engagement vor, in das, was er damit eigentlich sagen will.

i waart
uf den dag
wo mir au emool
schlau werret
zum schef gond un saget

s duet uns leid
sie sin uns z alt
überhaupt brauchet mir
konn wie sie
sie sin abgesetzt
mir mached etz alls selber

wennse wend
kennedse doobliibe
un schaffe
wie alle andere au

so sottomers mache
weil mer nind zsage hond
muemer d gosch uffriisse

uf den dag warti
obi des no erleb? (I, S. 66)

Wortwörtlich wird man solches Dahergerede nicht ernst nehmen wollen, wenn das als Manifest für soziale Veränderung gemeint sein sollte: mr mached etz alls selber.

Ein Arbeiter, der in einer Versammlung der Gewerkschaft so spräche, würde unweigerlich Heiterkeit auslösen. Aber Klischees und Sprüche sind nicht nach ihrem Wortsinn zu messen, hier schon gar nicht in diesem Gedicht. Die Sprache soll sich hier selbst entlarven: Denn in solchen Sprüchen machen sich Menschen, die sich wehrlos fühlen, emotional Luft, ohne daß bei solchem sprachlichen Handeln auch nur das Geringste geschieht. Die wahre Meinung des Sprechers aber ist so klar wie sie nur sein kann: Wir Arbeiter sind doch nur der »letzte Dreck«, mit uns kann man umspringen, wie man will. Die Unzulänglichkeit von Sprache ist es, die sich gegen den Sprecher selbst

mit seiner undifferenzierten Redensartlichkeit wendet, ihn damit als zu kurz Denkenden, nur spontan Reagierenden zeigt und handlungsunfähig macht: Ich denke, diese Unstimmigkeit müßte einem unter die Haut gehen. Einem intellektuellen Linken oder Rechten wohl sicher, aber auch einem der Betroffenen selbst? Manfred Bosch schreibt einmal:

»Kaum auszudenken, welche Bedeutung für die Entwicklung der politischen Sprache – vor allem auch der linken – es gehabt hätte, wenn große Teile der protestierenden und oppositionellen Generationen ihre abstrakt vorgebrachten Forderungen nach eben dieser verschwiegene Deckung (hier wird auf das Wort Walsers angespielt) und damit an den Bedürfnissen breiterer Bevölkerungsschichten überprüft und so zu einem besseren Verständnis ihrer emotionalen, affektiven und kognitiven Bindungen und Strukturen gefunden hätten.«⁵ Herr Bosch hat einige Semester Soziologie studiert, darum ist ihm dieser Satz besonders hoch anzurechnen. Die Kommunikation ist heute vielleicht eher hergestellt, und es wäre an der Zeit, wenn die sprachliche Pragmatik einmal experimentell prüfte, inwieweit das Deutsch unserer Wissenschaft, aber auch das der Presse, der Dichtung und der Medien, von einer Mehrheit adäquat verstanden wird; »Wenn ich Sie recht verstehe« ist ein Standardsatz zur Durchsetzung des Mißverstandenen.

Manfred Bosch hat zu diesem Thema ein ganz kleines Gedicht geschrieben:

D SCHTUDIERTE

Wa wisset die
Vu uns Arbeiter

Mit ihre vier Johr
Volksschuel? (II, S. 33)

⁵ Manfred Bosch, Landauf, landab: Wiederholung der Mundartdichtung. Der Dialekt erschließt neue Ausdrucksformen. In: Buch und Bibliothek, 1976/4, S. 306. Vgl. auch Fernand Hoffmann, Josef Berlinger: Die neue deutsche Mundartdichtung, Tendenzen und Autoren, dargestellt am Beispiel der Lyrik. Germanistische Texte und Studien, Bd. 5, Hildesheim/New York 1978, S. 66ff.

Nun: Es ist mein gutes Recht, zu meinen, daß unser Preisträger auf alle Fälle auch für mich geschrieben hat, denn seine Verse begleiten mich seit geraumer Zeit.

Jeder von uns kennt tausend Redensarten und Sprüche aller Art, kennt gute und hintergründige Wörter: Aber erst, wenn sie ihn im besten Sinne nachdenklich machen, wenn er sie auf diese Weise sein eigen nennt, wenn sie ihm nicht bloß eine Zeit lang nachlaufen, kann er sagen: Sie begleiten mich. Dann sind es eben Gedichte. Zugegeben: Ihre Form ist denkbar einfach. Prosa – beinahe. Aber Sätze, abgesetzt.

Es werden keine Gedächtnisbrücken gebaut mit Reimen und eingängigen Rhythmen. Von »Versen« kann man nicht reden; aber am Gattungswort »Gedicht« möchte ich unbedingt festhalten. Denn das hat mit Dichten zu tun, und wenn man beim Maler vom Sehen spricht, dann hier vom Hören und Bauen: wie eine Blockhütte aufgeschichtet wird, die man wieder auseinandernehmen und neu verfugen kann, bis die Paßform gefunden ist. So braucht es auch keine Satzzeichen, Nägel, die man wieder entfernen oder zweimal ins gleiche Loch schlagen müßte. Und schließlich der Humor! Er ist trocken, riecht nach der Substanz, nach dem Material, mit dem umgegangen wurde; Witz und intellektuelle Spiele fehlen. Er kann sich ausbreiten in den erzählenden Gedichten wie »eweng im fotoalbum spaziereluege«. Man schaut sich gemeinsam die Photos aus vergangenen Tagen an, und auch in diesem so zwanglosen Gerede wird Harmloses transparent auf den Hintergrund, aber man kann auch unbeschwert kleinbürgerliche Beschaulichkeit und Wärme genießen, wie überhaupt nicht zu verhindern ist (und der Autor es auch nicht verhindern kann), daß man ihn nur von der humorvollen Erzählhaltung hernimmt und sich nichts weiter dabei denkt. Zum vollen Verständnis wäre auch hier zur Tiefenstruktur vorzudringen, von den Symptomen zur alarmierenden Harmlosigkeit, die an den »Stammgast« von Ernst Burren erinnert.

Aber wir belassen es bei einem unbeschwertem Ausschnitt aus dem erwähnten Erzählgedicht vom Fotoalbum:

des bild isch au luschtig do
do simmer mool mitem rad
ge überlinge gfahre
zu de haidehöhle

ufem ruckwäg hommer no
halt gmacht im haldehof dobe
do hommer denn no meh troffe
un vornedanne do wos uffegoht
do isch des bild gmacht worre
aber heit sieht jo alls
anderscht us

desell obend vergiss i nie
wa hommer do glacht un gschätteret
de stark emil der sprichbeutel
hot on witz nachem andere brocht
i sag der die ganze wiiber
hond id hose gsaicht vor lache
mir hond uns nimme halte könne. (I, S. 25f.)

Bosch benennt die Dinge beim Namen, wie es sich gehört, aber er ist weit entfernt vom modern-barocken Grobianismus, obschon auch der seit eh und je im Alemannischen beheimatet ist: Ich denke als jüngsten Vertreter an Gerold Späths Romane. Manfred Boschs Sprache kann im Erzählerischen gesprächig sein, kommt ins Schwadronieren, ohne daß Bereiche voll ausgeleuchtet würden. Immer bleibt Raum und Zeit für den Leser, dahinter zu kommen, und dabei hilft der unaufdringliche Humor. Bosch ist sicher kein Kind einer aktuellen restaurativen Tendenz – in dieser Richtung vermag ich ihm nichts nachzuweisen –, so aber paßt er in eine Arbeits- und Erholungslandschaft wie den Bodensee, weil seine Gedichte anspruchsvoll und unterhaltend sind. Ihre Landschaft ist allseitig offen, sie ist nicht mit exakten Naturbildern verstellt, die Natur ist überhaupt nur mit der Sprache, der Bodenseesprache, vorhanden, vor allem die menschliche Natur in der schonungslosen Selbstdarstellung, offen auch, weil man nie den Eindruck hat, die Akten dieser Dichtung wären nun geschlossen, vielmehr kann es – und ich hoffe es – noch ein schönes Stück in der Richtung weitergehen! Ich könnte mich jedenfalls dem Buchtitel nicht anschließen, wenn er verkündet: »Mir hond no gnueg am Aalte.«

Zitate aus Gedichten von Manfred Bosch:

I. *Uf den Dag wart i*. Copyright Manfred Bosch, 1976. (Mit einem Nachwort von Bruno Epple)

II. *Mir hond no gnuieg am Aalte*. Neue alemannische Gedichte. Copyright Manfred Bosch, 1978

1978 Manfred Bosch, Grunertshofen, für seine Gedichte in Radolfzeller Mundart und seine Essays

* 1947 in Bad Dürkheim,

Zivildienst in München, Studium der Soziologie ohne Abschluss, freier Schriftsteller in Grunertshofen, Rheinfelden, Lörrach und Konstanz

Manfred Bosch: *Uf den Dag warti*. Mundart. Nachwort Bruno Epple. 72 Seiten. Selbstverlag Manfred Bosch, Grunertshofen 1976

Manfred Bosch: *Mir hond no gnuieg am Aalte*. Neue alemannische Gedichte. 99 Seiten. Selbstverlag Manfred Bosch, Grunertshofen 1978

Manfred Bosch: *Der Zugang*

In: Manfred Bosch und Joachim Hossfeld: *Geschichten aus der Provinz*. 232 Seiten. Damnitz Verlag, München 1978, S. 5-147

Preisverleihung am 18. Juni 1978, Laudatio Bruno Boesch